

# 1. Einleitung

## Fast wie bei Tarantino

Es ist Ende 1943 in der Bretagne im Nordosten Frankreichs. Die Bevölkerung leidet seit drei Jahren unter dem immer brutaleren Besatzungsregime der Nazis. Doch in der Stadt Brest kommt es zu erstaunlichen Szenen der Verbrüderung: Junge französische Arbeiter und ebenso junge deutsche Soldaten grüßen sich mit gereckter Faust.<sup>3</sup> Eine illegale Zeitung berichtet aus Kerhuon, zehn Kilometer von Brest entfernt: «Am 6. August marschierten deutsche Soldaten durch die Stadt und sangen die Internationale», die Hymne der revolutionären Arbeiterbewegung.<sup>4</sup> Zwischen 25 und 50 deutsche Soldaten der Brester Garnison hatten sich in illegalen internationalistischen Zellen zusammengeschlossen.<sup>5</sup> Sie besorgten Ausweise und Waffen für die französische Résistance. Sie fühlten sich so stark, dass sie die Regeln der Konspiration immer weniger beachteten. Sie trafen sich in Zehner-Gruppen und traten sogar offen auf der Straße auf. «Das war Wahnsinn», erinnerte sich ihr Genosse André Calvès Jahrzehnte später.<sup>6</sup>

Gegen Ende des Ersten Weltkriegs waren Millionen deutsche Soldaten mit sozialistischen Ideen infiziert worden. Mit Gewehren und roten Fahnen marschierten sie durch die Straßen Deutschlands und forderten eine Räterepublik. Die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg dagegen erscheint für viele monolithisch, bis auf den letzten Mann fanatisiert. Umso interessanter, dass sich in der Brester Garnison Dutzende Soldaten im Sinne der sozialistischen Revolution zusammenschlossen. Ihren Enthusiasmus – der schnell zu Übermut führte – bezahlten sie mit ihren Leben. Am 6. Oktober 1943 wurden 10 oder 17 von ihnen, zusammen mit französischen Aktivisten, erschossen.<sup>7</sup> Die entsprechenden Akten aus dem Reichskriegsgericht sind unauffindbar.<sup>8</sup> Doch sicher werden sich die Richter gefragt haben: Wer brachte die jungen Landser auf solche Ideen?

Diese Soldaten hatten eine feste strategische Vorstellung: Aus dem Krieg sollte, ähnlich wie 1918–1919, eine deutsche und europäische Revolution hervorgehen. Das stand in der Zeitung

«Arbeiter und Soldat», deren erste Ausgabe im Juli 1943 erschienen ist. In Brest verteilte der 23-jährige Briefträger Robert Cruau, ein örtlicher Funktionär der Internationalistischen Arbeiterpartei (POI), diese Zeitung an Soldaten. Aber die Artikel hat Cruau nicht selbst verfasst. Inspiriert war diese Zeitung von Leo Trotzki, dem exilierten Anführer der Russischen Revolution und Gründer der Vierten Internationale. Zu diesem Zeitpunkt lag Trotzki jedoch bereits seit mehr als drei Jahren unter der Erde Coyoacán in Mexiko. Nein, der politische Kopf dieser illegalen Zeitung und des konspirativen Netzwerks von deutschen Soldaten war ein 31-jähriger Berliner, der in einem Haus im 14. Bezirk von Paris lebte. Seine Genossen kannten ihn unter dem Namen «Viktor».

In seiner Freizeit besuchte Viktor Konzerte mit klassischer Musik in Paris. Sein Mitbewohner fragte ihn, ob es ihn – als Juden – nicht störe, dass er dort von deutschen Offizieren umgeben sei. «Die seh' ich überhaupt nicht», antwortete Viktor, «ich höre nur Beethoven.»<sup>9</sup> Stellt man sich diesen Viktor in einem Pariser Konzertsaal vor, denkt man unfreiwillig an die Klimax des Filmes «Inglorious Basterds» von Quentin Tarantino. Doch im Gegensatz zu Eli Roths «Bärenjuden» und seinen fiktiven Mitstreitern wollte Viktor nicht mit einem Bombenanschlag gegen die Nazis kämpfen. Viktor setzte auf eine revolutionäre Erhebung der arbeitenden Massen.

Dabei muss Viktors Erscheinung wie ein Klischee aus einem antisemitischen Fiebertraum gewirkt haben: Schlanke Figur, hohe Stirn, Hakennase, breite Ohren und eine so schäbige Bekleidung, dass Freunde ihn später als «eine Art Vorgänger der heutigen Hippies» in Erinnerung hatten.<sup>10</sup> Viktor war arm, aber gebildet: Er studierte Mathematik, komponierte Musik, schrieb Theaterstücke, hatte sich auch ein Jahr lang in der Landwirtschaft ausgebildet, während er über marxistische Theorie referierte. Er war entwurzelt und vaterlandslos – er war dort, wo er der Revolution dienen konnte. Die Aufgabe zur Unterwanderung der Wehrmacht hatte er übernommen, weil seine Muttersprache Deutsch war. Aber als Erwachsener hatte er sich auch Hebräisch, Polnisch und Französisch beigebracht. Jede neue Sprache sei wie eine «zweite Geburt», schrieb er begeistert an seinen Bruder.<sup>11</sup>

Viktor war ein Revolutionär. Jahrelang hatte er in der zionistischen Jugendbewegung eine Mischung aus jüdischem Nationalismus und utopischem Sozialismus vertreten. Doch kurz vor Ausbruch des Krieges entwickelte er sich zu einem internationalistischen Kommunisten. In kurzer Zeit wurde er zu einem führenden Mitglied der Vierten Internationale in Europa. Viktor setzte sich für die Rechte der Juden ein – aber auch für die Rechte der einfachen deutschen Soldaten, die er für die Revolution gewinnen wollte. Als er verhaftet und von der französischen Polizei gefoltert wurde, fragten sie ihn, ob er Jude sei. Seine Antwort lautete: «Ich bin stolz darauf.»<sup>12</sup> Mit 31 wurde er hingerichtet – zweimal.

Paul Ehrlich, ein Jugendfreund von Viktor, versuchte in den 1970er Jahren, Zeugnisse über Viktor zu sammeln. Die Arbeit sei «wie ein Mosaikspiel», schrieb er, denn «jeder erinnert sich nur an ein kleines Stück».<sup>13</sup> Heute, einige Jahrzehnte später, ist das Problem noch viel komplizierter. Aber wir wollen versuchen, dieses kurze Leben für die Revolution umfassend aufzuarbeiten.

## **Im Pseudonymen-Dschungel**

Über Richard Müller, den führenden Kopf der revolutionären Obleute in der deutschen Novemberrevolution, schrieb Wolfgang Abendroth: «Dann verlieren sich seine Spuren in der Geschichte.»<sup>14</sup> Bei Viktor ist das Problem umgekehrt: Die Umstände seines Todes waren relativ gut aufgezeichnet, aber je weiter wir seine Laufbahn als Revolutionär zurückverfolgen wollen, desto mehr verwischen sich seine Spuren. Selbst sein echter Name war schwer zu ermitteln. Viktors Kampfgenosse Ernest Mandel lobte ihn mehr als dreißig Jahre nach seinem Tod für seinen Mut: «Von den Deutschen ließ er sich bei weitem nicht beeindrucken. [...] Er hatte bereits lange Erfahrung mit klandestiner Arbeit.»<sup>15</sup>

Von Viktor sind zahlreiche Namen überliefert. Die Thalmanns, die 1943–1944 ein Haus in Paris mit ihm teilten, beenden ihre Ausführungen über ihn mit dem Satz: «Mit seinem wirklichen Namen hieß Viktor: Paul Wittlin.»<sup>16</sup> Aber so hieß er weder mit Vor- noch mit Nachnamen. In der Biographie Ernest

Mandels finden wir wie in anderen Quellen die Schreibweise: «Paul Widelin».<sup>17</sup> In zwei Nachrufen in der US-amerikanischen trotzkistischen Zeitung «The Militant» aus dem Jahr 1946 wurde er «Martin Widelin» genannt.<sup>18</sup> Das war eine Übersetzung aus der französischen Zeitung «La Verité», aber dort hieß er «Marcel Widelin».<sup>19</sup> Doch Rudolf Segall, der Anfang der 1930er Jahre zusammen mit Viktor aktiv war, nannte ihn in einem Interview im Jahr 2006: «Martin Monat».<sup>20</sup> Dieser Name wird auch in den letzten Jahren konsequenter verwendet.<sup>21</sup>

Seit 2016 existiert auch ein Stolperstein in der Muskauer Straße 24 in Berlin-Kreuzberg. Die Aufschrift lautet: «Martin Monath, Jg. 1912».<sup>22</sup> Doch keinerlei amtliche Urkunden sind unter diesem Namen auffindbar – weder in den Berliner Standesämtern noch in der Einwohnermeldekartei.<sup>23</sup> Erst unter einem wiederum anderen Namen taucht er bei den Berliner Behörden auf – auf diesen Namen werden wir weiter unten zurückkommen. Aber in der Tat wurde Viktor im Jahr 1913 als Martin Monath geboren. Im Folgenden werden wir den Namen verwenden, den Viktor in seinem jeweiligen Lebensabschnitt selbst verwendete: Also zuerst Martin, dann Monte, dann Viktor.

## 2. Ein jüdischer Junge aus Berlin

### «Um die Freuden der Kindheit betrogen»: Martins Jugend

Martin Monath, geboren am 5. Januar 1913 in Berlin, war ein Kind des Krieges und der Revolution. Den Ausbruch des Ersten Weltkrieges und den Zusammenbruch der Sozialistischen Internationale erlebte er, erst anderthalb Jahre alt, nicht bewusst. Aber er muss zumindest vage Erinnerungen an den zunehmenden Hunger der Kriegsjahre gehabt haben. Fünfeinhalb war Martin, als eine Welle von Aufständen Kaiser Wilhelm II. stürzte. Selbst der rechte Sozialdemokrat Philipp Scheidemann musste an diesem Tag proklamieren: «Das Alte und Morsche ist zusammengebrochen. [...] Es lebe das Neue!» Der junge Martin wird hier schon einen zentralen Grundsatz des Marxismus gelernt haben: Jedes politische Regime ist historisch, ja vergänglich. Oder wie Bertolt Brecht es später ausdrückte: «Das Sichere, ist nicht sicher. So wie es ist, bleibt es nicht.»

Zu Martins Jugend verfügen wir kaum über Quellen, aber wir wissen viel über seine Generation. Der Kommunist Paul Frölich beschrieb diese Generation in einer Grabrede für seinen Genossen Heinz Behrendt, der ein Jahr nach Monath geboren wurde:

«Die Generation [...] wurde um die Freuden der Kindheit betrogen. Sie wuchs hungernd und umgeben von Trauer und Angst auf. [...] Die Schul- und Jugendjahre erlebte diese Generation, als Deutschland erschüttert von den schweren sozialen und politischen Krisen wurde, als durch die Inflation und die große Wirtschaftskrise ganze Klassen ausgeraubt und entwurzelt wurden, Millionen und Abermillionen jahrelang arbeitslos waren und schließlich die ganze Gesellschaft dem Marasmus verfiel. [...] Wenn sie die Schule verließ, trat sie zu Hunderttausenden in das Heer der Arbeitslosen ein. [...] Das war der Fluch, der diese jungen Menschen traf, dass sie verdammt waren zum Nichtstun und zur Verödung ihrer Seele, dass sie jahraus, jahrein von der Aussichtslosigkeit dieses Lebens angegrinst wurden.»<sup>24</sup>

Laut Frölich konnten sich nur einige aus dieser Generation über dieses grausame Schicksal erheben – nämlich die Revolutionäre, «die die Kraft fanden, sich gegen dieses Los aufzulehnen, ihrem eigenen Leben einen Sinn zu geben durch den Kampf für eine sinnvolle Welt.»<sup>25</sup>

Trotz der dünnen Quellenlage können wir Folgendes über Martins Kindheit rekonstruieren: 1904 siedelten Baruch und Emilie Monath von Ternopil (damals in Österreich-Ungarn, heute in der Ukraine) nach Berlin über.<sup>26</sup> Geheiratet hatten sie in einer Synagoge – was ihren Kindern später Probleme bereiten sollte. Am 2. August 1904 kam ihre Tochter Lotte in Berlin zur Welt.<sup>27</sup> Zwei Söhne folgten: Martin am 5. Januar 1913 und Karl am 12. August 1915.<sup>28</sup> Die Familie Monath war zumindest ab einem gewissen Zeitpunkt staatenlos<sup>29</sup> – wahrscheinlich verlor sie mit dem Zusammenbruch der Doppelmonarchie jeglichen Heimatstaat. In einer Gerichtsakte wurde der Vater als «Ausländer (Galizier)» beschrieben.<sup>30</sup> Das Standesamt Treptow-Köpenick in Berlin bestätigte, dass es im Besitz von Monaths Geburtsurkunde war, aber weigerte sich über Monate, dieses Dokument freizugeben.<sup>31</sup>

Wie wächst ein Mensch heran, der sich freiwillig dem Mordapparat der Nazis entgegenstellt, ja dessen Schergen ins Gesicht lacht? Martins Kindheit war von besonderen Schikanen geprägt. 1918 verstarb seine Mutter Emilie – in den Jahren nach dem Weltkrieg fielen bis zu fünfzig Millionen Menschen der Spanischen Grippe zum Opfer, doppelt so viele wie im Krieg selbst. Baruch Monath heiratete neu, aber Martins erste Stiefmutter starb nur ein Jahr später bei einer Geburt. Eine zweite Stiefmutter – Betty Monath, geboren Braun<sup>32</sup> – war «sehr schlimm» und hat ihre beiden Stiefsöhne «hin- und herverprügelt». <sup>33</sup> Diese «herrsüchtige Person» hat Martin «von ganzem Herzen» gehasst.<sup>34</sup>

Seine Mutter hatte kurz vor ihrem Tod noch an ihre etwa zwölfjährige Tochter einen Brief verfasst: «Pass gut auf deine Brüder auf, denn dein Vater ist sehr schwach.» Lotte hat sich diesen Wunsch zu Herzen genommen.<sup>35</sup> Der kleine Martin entwickelte viel Trotz – ein brennendes Gefühl, dass man gegen ungerechte Autoritäten zu rebellieren hat.

Bernhard Monath (so eine weitere Schreibweise, denn auch der Vater hatte mehrere Vornamen) betrieb ein Geschäft für Her-

rengarderobe in Berlin-Kreuzberg, «einen kleinen Konfektionsladen für proletarische Kundschaft», wie Ehrlich sich erinnerte:

«Der Vater lebte in ständiger Angst vor Einbrechern, und [Martin] musste öfters im Laden schlafen, wobei ich ihm manchmal Gesellschaft leistete. Wir diskutierten dann die ganze Nacht oder trieben alle möglichen Allotria.»<sup>36</sup>

Dieser Laden, in der Skalitzer Straße 122 in Kreuzberg, wurde im Jahr 1904 zum ersten Mal im Berliner Adressbuch erwähnt. Bis 1930 blieb das Geschäft hier oder eine Hausnummer weiter.<sup>37</sup> Eine separate Wohnanschrift der Familie wurde ab 1915 aufgelistet, zuerst in der Parkstraße 2 in Treptow (heute Bulgarische Straße, hinter dem Treptower Park<sup>38</sup>), dann ab 1917 in der Muskauer Straße 24 in Kreuzberg. Das heißt, nach jahrelanger Arbeit konnte die Familie es sich leisten, außerhalb des Ladens zu wohnen. Ehrlich spricht von «ärmlichen Verhältnissen», wobei die Familie auch eine gewisse Stabilität erlebte: Der Laden blieb mindestens 24 Jahre an der gleichen Stelle – durch Kriege, Krisen und Revolutionen hindurch. Doch selbst in guten Zeiten ist das Leben des Kleinbourgeois von permanenter Angst geprägt. Martin muss eine tiefe Abneigung gegen die Welt der jüdischen Kleinhändler empfunden haben. In späterer Korrespondenz mit seinen Geschwistern erwähnte er gelegentlich seine Stiefmutter, doch seinen Vater mit keinem Wort. Die Entfremdung vom väterlichen Lebensstil kann auch die Quelle jener Leidenschaft gewesen sein, die Martin später als Revolutionär antrieb – zuerst im Kampf für ein neues Leben für die Juden, dann im Kampf für ein neues Leben für alle Menschen.

Die Stabilität war jedoch irgendwann vorbei. Der Vater geriet bereits vor der Weltwirtschaftskrise in den Ruin. Am 14. Februar 1928 gab es eine Versteigerung der «Firma Bernhard Monath in Skalitzer Str. 123». Laut der Gerichtsakte war der Kaufmann «bereits von zwei Seiten bei der Staatsanwaltschaft wegen Betrugs angezeigt worden». Und: «Ungefähr 20 deutsche Firmen sind durch Monath um etwa 35.000 Mark geschädigt worden». Am 13. Mai 1930 wurde die GmbH vom Gericht aufgelöst, vier Tage später wurde die Postzustellungsurkunde an den älteren Sohn übergeben.<sup>39</sup> Was die Insolvenz für Martin bedeutete, ist nicht mehr zu erfahren. Ab 1929 war im Adressbuch beim Ge-

schäft von Bernhard Monath von einem «Nachfolger Elias Schor» die Rede – nach 1930 verschwand das Geschäft endgültig. Ein Eintrag für Bernhard Monath in der Muskauer Str. 24 ist noch für das Jahr 1932 zu finden, dann taucht er erst wieder 1935 einmalig in der Mariannenstr. 49 auf. 1938 finden wir einen letzten Hinweis auf Betty Monath in der Skalitzer Str. 41. Danach verlieren wir die Spur der Eltern endgültig – auch im Archiv von Yad Vashem sind diese Monaths nicht mehr zu finden. Es gibt



noch einen Eintrag im Gedenkbuch des deutschen Bundesarchivs. Hiernach ist Betty Wittlin, geboren Braun, am 22. Februar 1939 nach Großbritannien emigriert, aber auch am 4. März 1943 nach Auschwitz deportiert worden.<sup>40</sup>

Trotz der schwierigen Kindheit war Martin ein genialer Schüler. Paul Ehrlich, der von den Großeltern her mit Martin verwandt war und zusammen mit ihm «von Sexta bis zum Abitur in dieselbe Klasse» ging, beschrieb ihn so:

«Ich kann meine Erinnerungen an [seine] Persönlichkeit nur in Superlativen ausdrücken. Er war von einer ungewöhnlichen Intelligenz, immer originell, und hatte die Fähigkeit, die Probleme an ihrer Wurzel zu fassen. Er war ein unersättlicher Leser, und seine immer mit Büchern vollgepfropfte Mappe war sprichwörtlich im Bund. Er las alles mögliche, insbesondere aber Philosophie. Ich erinnere mich, wie er als vielleicht 15–16-Jähriger die französischen Positivisten entdeckte und die gesammelten Werke von Auguste Comte verschlang (zich Bände). Er schleppte mich immer wieder in die Berliner städt[ische] Bibliothek, um mir seine Neuentdeckungen zu zeigen. Er hatte eine erstaunliche Abstraktionsfähigkeit, und

daher auch seine wirklich geniale Begabung für Mathematik. Noch auf der Schule erklärte er mir Probleme der modernen Mathematik, deren Bedeutung ich erst viel später erfasste. Was wäre aus ihm geworden, wenn er am Leben geblieben wäre? Ein revolutionärer Führer von der ersten Garnitur? Oder vielleicht einer der ganz grossen Mathematiker?»<sup>41</sup>

Dabei legte er auch keinen Wert auf sein Aussehen:

«[Er] gab nichts, aber wirklich gar nichts, auf äussere Erscheinung. Auch mir hat in dieser Hinsicht nicht viel gefehlt, aber ich muss mich ihm gegenüber wie ein Dandy ausgenommen haben. Er war immer verschlampt, ungekämmt, mit Pflastern besät. Eine Art Vorgänger der heutigen Hippies.»<sup>42</sup>

Sein kleiner Bruder Karl beschrieb ihn in einem Bericht an die Schwester ähnlich: «Aussehen tut er nicht besonders», wegen seiner «unregelmäßige[n] Lebensweise».<sup>43</sup> Nun müssen wir aber natürlich fragen, was «verschlampt» nach heutigen Standards bedeuten könnte. Denn auf den wenigen Fotos, die uns zur Verfügung stehen, sehen wir einen ordentlichen jungen Mann in Anzug und Krawatte, mit Armbanduhr und fein gepflegten Haaren. Wir können Ehrlich jedoch beim Wort nehmen, dass diese Fotos die absolute Ausnahme darstellten.

Martin besuchte das Gymnasium – vermutlich das alte Leibniz-Gymnasium am Mariannenplatz (heute: Nürtingen-Grundschule), denn es lag nur wenige Straßen von der Wohnung entfernt und hatte viele Schüler jüdischen Glaubens.<sup>44</sup> Seine Schwester Lotte erzählte später ihrer Tochter, dass man in der Schule weder abschreiben noch abschreiben lassen sollte. Denn: Der Onkel Martin hatte einmal einen Mitschüler die Lösung einer Matheaufgabe abschreiben lassen. Und der Lehrer wusste sofort: «Nur Martin könnte auf so eine Lösung kommen.»<sup>45</sup> Vor dem Schulabschluss wurden die beiden Freunde Monath und Ehrlich zusammen von der Schule relegiert – wegen «Aktivität gegen die Schulautoritäten»<sup>46</sup> – und mussten das Abitur als Externe machen. Belege dafür sind allerdings nicht erhalten.<sup>47</sup> Etwa 1931–32 studierte Martin Mathematik an der Technischen Hochschule (heute: Technische Universität)<sup>48</sup> – aber auch hier fehlen die Unterlagen.<sup>49</sup> Martin hat keinen Hochschulabschluss

bekommen. Der Krieg und das Exil kamen dazwischen, auch wenn er sich fast bis zu seinem Tod bemühte, sein Studium fortzusetzen. Aber bereits vor der Machtübergabe an die Nazis stand Politik im Mittelpunkt seines Lebens.

## «Von Abel bis Bebel»: Politisierung

Der 1. Mai 1933 in Berlin. «Tag der Nationalen Arbeit». Hitler war seit drei Monaten Reichskanzler; die KPD war seit sechs Wochen verboten; die Besetzung der Gewerkschaftshäuser durch die SA war für den nächsten Tag geplant. Am Vormittag zeigten Hunderttausende den Hitlergruß bei einer Jugendkundgebung im Lustgarten, wo der 85-jährige Reichspräsident Paul von Hindenburg «Manneszucht und Opfergeist» beschwor. Später versammelten sich über eine Million Menschen auf dem Tempelhofer Feld, wo Scheinwerfer riesige Hakenkreuzfahnen hinter der Tribüne beleuchteten. Am Abend proklamierte Hitler das Ende des Klassenkampfes und den Anfang der deutschen Volksgemeinschaft.<sup>50</sup>

Viele Berliner Juden wollten von diesem Feiertag natürlich nichts wissen. An diesem Tag stand vor dem Heim der zionistischen Jugendbewegung *Hashomer Hatzair* (Hebräisch: Der junge Wächter) in Ostberlin ein Wachposten. Eine Schnur führte in den dritten Stock, dort war eine Glocke befestigt. Oben referierte ein Funktionär des Verbandes über die Bedeutung der Ideen von Karl Marx. In diesem Haus lebte der Klassenkampf trotz Hitler weiter. Nach der Rede folgte eine Revue – «Von Abel bis Bebel» –, die der Referent selbst geschrieben hatte. Falls Trupps der Hitlerjugend aufgetaucht wären, wäre die Glocke geläutet worden und die Teilnehmer hätten schnell das Thema gewechselt.

Der Referent war als «Monte» bekannt. Die Brüder Martin und Karl Monath waren inzwischen beide Funktionäre von *Hashomer Hatzair*. Sie hatten angefangen, sich «Monte» und «Carlo» zu nennen. So berichtete Rudolf Segall, der am 1. Mai 1933 auf dieser Veranstaltung war, in einem Interview fast siebzig Jahre später.<sup>51</sup>

In einem trotzkistischen Nachruf auf «Martin Widelin» aus dem Jahr 1946 heißt es, dass dieser mit 15 in die Arbeiterbewe-